

wart, Anpassungsfähigkeit, Reaktions-schnelligkeit, experimenteller Gesinnung und Beweglichkeit erhöhen wird.

Letztlich bleibt Glotz trotz aller Begeisterung für die neuen Chancen der digitalisierten Gesellschaft ein Skeptiker: »Die Irrationalität in der zivilisierten Ge-

sellschaft, das ist mein Fazit, wird wachsen. Das ist die Konsequenz der Beschleunigung, Globalisierung, Dematerialisierung unserer Welt, das hat sich das Projekt der Moderne, die Aufklärung, die Wissensrevolution sozusagen selbst zuzuschreiben.«

Klaus Harpprecht

Rix Löwenthal, der beste Kopf der SPD. Ein Gedenkblatt

Es gab sie, die großen Parteintellektuellen. Unter den bedeutendsten Theoretikern der deutschen Linken ragt besonders Rix Löwenthal hervor, ein Denker und Kämpfer, dessen Beitrag zum freiheitlichen und demokratischen Sozialismus bisher viel zu wenig gewürdigt wurde.

Mit den gütigsten Freundesaugen betrachtet ließ sich von Richard Löwenthal nicht behaupten, dass er ein schöner Mensch gewesen sei. Sein Basedowblick umfasste, wie einer seiner Weggenossen mit gutartigem Spott bemerkte, den halben Erdkreis. Und dennoch: wenn er laut zu denken begann und sich mit dem Elan seiner Deduktionen immer höher hinaufschwang ins Sternengebiet der Ideen, dann gewannen seine Züge allemal eine Art hellenischer Schönheit: eine mysteriöse Wandlung, die für mich der liebenswerteste Beweis ist, dass die Macht des Geistes die Ästhetik bestimmt. Ich habe es, wenn ein persönliches Wort erlaubt ist, stets als einen der Glücksfälle meiner jungen Jahre empfunden, dass ich Ende 1952 – von der eher konservativ gestimmten Redaktion der protestantischen Wochenzeitung »Christ und Welt« von Stuttgart nach Bonn geschickt (natürlich für ein Jammergehalt) –, Richard Löwenthal durch die Vermittlung des gemeinsamen Schweizer Freundes Fritz René Allemann kennen lernen konnte. Am Ende eines heiteren Diskussionsabends im Hause von Rix, der damals den Londoner »Observer« in der Kleinhauptstadt am Rhein vertrat, lachte



Klaus Harpprecht

(* 1927) Mitherausgeber der *Neuen Gesellschaft/Frankfurter Hefte*, war Redenschreiber und Berater von Willy Brandt. Er ist seit langem als Journalist für zahlreiche Zeitungen tätig und seit letztem Jahr Mitherausgeber der *Anderen Bibliothek*. Neu erschienen: seine Biografie über Marion Gräfin Dönhoff.

mich Löwenthals Frau, die bis ins Alter die Unbefangenheit ihrer Wandervogel-Mentalität bewahrte, durch ihre dicken Brillengläser an und verkündete strahlend, ein solch bürgerliches Wesen sei ihr Zeit ihrer Tage noch niemals über den Weg gelaufen.

Eine gelinde Übertreibung. Der junge Berliner Abgeordnete Willy Brandt, der mit uns zu Tische saß, interessierte sich für die vehemente Verteidigung der Westpolitik des alten Adenauer, mit der sich der Knabe aus Schwaben in dem illustren Kreis zu Wort gemeldet hatte, von René Allemann unterstützt, der knapp vier Jahre später das wegweisende Buch vorgelegt hat, dessen Titel sprichwörtlich geworden ist: »Bonn ist nicht Weimar« – der Versuch, wie er im knappen Vorwort schrieb, einer Antwort auf die »Frage nach dem Schicksal der

deutschen Demokratie«. Man darf das Werk klassisch nennen, da ihm die Geschichte bis in unsere Tage Recht gegeben hat. (Kaum zu fassen, dass der Band in Wirklichkeit weniger als dreitausend Käufer fand.)

Um ein Jahrzehnt voraus war Richard Löwenthals wichtigstes Buch erschienen, 1946 beim Nest-Verlag in Laufen bei Nürnberg auf grauem Kriegspapier gedruckt: »Jenseits des Kapitalismus«. Der Autor verbarg sich, vielleicht aus Rücksicht auf sein schwebendes Einbürgerungsverfahren in Großbritannien, unter dem Pseudonym Paul Sering. Indes widmete er das broschiierte Bändchen »den überlebenden Freunden in Deutschland«. Das heißt: die Leser, die ihm wichtig waren, wussten über den Verfasser Bescheid. Nicht lange zuvor war er in London der Exil-SPD beigetreten, zu der er den Weg über die *Fabian Society* gefunden hat: die Urmutter der *Labour Party* (1883 gegründet, George Bernhard Shaw

einer der ersten Mitglieder), die den Sozialismus nicht mit revolutionärer Gewalt, sondern durch die Instrumente der Evolution in die Realität übersetzen wollte, trotz ihres Kampfes für das Glück der Vielen eine elitäre Gesellschaft, der nach 1945 nur gut sechshundert Menschen zugehörten.

Löwenthal, ein Meisterschüler des Soziologen Karl Mannheim, hatte in den späten zwanziger Jahren als Vorsitzender der »Kommunistischen Studentenfraktion« auf sich aufmerksam gemacht. Wichtiger als seine agitatorischen Talente war, schon damals, seine intellektuelle Brillanz, die eine reiche Basler Patriziertochter dazu überredete, ihm ein privates Stipendium zu gewähren, das ihm neben dem Studium Zeit für seine politischen Aktivitäten ließ, ohne ihn durch eine ideelle oder moralische Auflage zu belasten.

Jene Chance wurde ihm durch Fritz René Allemann zuteil, wie Freund Rix Genosse der kleinen Dissidenten-Partei KPO

(Kommunistische Partei Opposition), der sich Löwenthal angeschlossen hatte, als die SPD durch einen Moskauer Ukas als »sozialfaschistische« Feindespartei verfeindet wurde. Die sympathische Splittergruppe wiederum stand der SAP (der »Sozialistischen Arbeiter-Partei«) nahe, einer Vereinigung radikaler Sozialdemokraten vom Schlage des jungen Willy Brandt, die der Hauptpartei vorwarfen, dass sie den Kampf gegen die nazistische und deutsch-nationale Rechte nicht entschlossen genug führe.

Es war ein altes und ein wenig bizarres Beziehungsnetz aus den späten Tagen von Weimar, das in Bonn wieder aufblühte. Der ziemlich grüne Korrespondent von »Christ und Welt« erlebte in jenem Kreis – unter dem toleranten Blick seines christdemokratischen Chefs, des späteren Bundestagspräsidenten Eugen Gerstenmaier – das, was ein Freund hernach seine links-liberale »Sozialisierung« genannt hat. Der intellektuell dominante Geist in jenem Zirkel war, kein Zweifel, Richard Löwenthal, der in den ersten Jahren des Dritten Reiches im Untergrund Widerstand zu leisten versuchte, danach bittere Jahre des Exils in Frankreich erlebte, weil er, im Unterschied zur Mehrheit der linken Emigrationsgenossen, niemals verbarg, dass er die Moskauer Schauprozesse und Stalins »große Säuberung« als unverzeihliche Todsünde gegen den Geist des Sozialismus verurteilte. (Der Dichter Hans Sahl wusste von der Pein der Isolation ein elendes Lied zu singen.)

In England fühlte er sich heimischer. Nach dem Einfall der Wehrmacht in die Sowjetunion dämpfte er seine Kritik am Stalinismus, weil der Sieg über das Dritte Reich – für Großbritannien und Russland eine Frage des Überlebens – absoluten Vorrang hatte. Indes beweist das Buch Paul Serings, dass Löwenthal keinen Schritt hinter seine Absage an den roten Zarismus zurückwich. Für ihn gab es ohne Demokratie und Freiheit keinen »Sozialismus«, der den Namen verdiente. Er nahm an der theoretischen Reformarbeit der Vereinigung »Neu

Beginnen« teil. Vor allem hielt er – nach den Erfahrungen von Weimar – den kommunistischen Ideologen vor, sie hätten die demokratischen Staaten durch ihre Weigerung, »zwischen Faschismus und ›bürgerlicher‹ Demokratie« zu unterscheiden, mit tödlichen Konsequenzen geschwächt. Mit dem Blick auf den europäischen Trümmerhaufen stellte er fest, dass kraft der Notwendigkeit des gemeinsamen Aufbaus alle nationalistischen Sonderinteressen gezähmt werden müssten: nur dann gelinge es, ein »demokratisch-sozialistisches Europa« als »dritte Kraft« zwischen »dem amerikanischen Kapitalismus und der sowjetischen Staatswirtschaft« zu schaffen.

Noch glaubte er an die Überlegenheit der »Planung« (zu der übrigens auch der Kapitalismus fähig sei). Von der weisen Kompromissformel des Godesberger Programms – »Soviel Markt wie möglich, so viel Staat wie notwendig« – war er noch weit entfernt. Wichtiger: er hatte – in einem musterhaft klaren Deutsch und frei von allen Verkrampfungen des Parteijargons – der produktiven Utopie eines freiheitlichen und demokratischen Sozialismus in Deutschland neues Leben eingehaucht.

Links und frei

Man darf ihn ohne Übertreibung den bedeutendsten Theoretiker der deutschen Linken in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nennen. Zwar begegnete er dem »karolingischen« Europa von Konrad Adenauer zunächst voller Misstrauen (das auch vom englischen Exil mitbestimmt sein mochte): doch er bestätigte dem Autor dieser Zeilen, der sich mit so junger Forschung für die Aussöhnung mit Frankreich und für die Gemeinschaft von Brüssel ins Zeug geworfen hatte, dass der Schüler die Lage realistischer beurteilt habe als der Meister. Löwenthal übersah keineswegs, dass sich in den ersten Jahrzehnten der Nachkriegsepoche in vielen Bereichen des

Alltags (zumal in der reformunfähigen Justiz) das überkommene Obrigkeitsdenken der Demokratisierung widersetzte, doch die gebetsmühlenhaft geleierte Formel vom »restaurativen« Charakter der Bundesrepublik« hat er »aus vielen Gründen immer für falsch gehalten«: eine Phrase, die – von Walter Dirks im Herbst 1949 in die Welt gesetzt – die Köpfe der jungen Avantgarde (zum Beispiel der »Gruppe 47«), vor allem die Gehirne der Halb- und Viertelintellektuellen (ob in der »Ohne Mich-Bewegung«, bei den Friedensmarschierern und schließlich im mörderischen Freicorps der RAF) so lange verklebt hat.

Löwenthal fragte indes mit gleicher Eindringlichkeit, ob die Jugendrevolte der sechziger und siebziger Jahre nicht das Problem der »geschichtlichen Identität der Deutschen mit ihrer besonderen kulturellen Spannung« von neuem aufgeworfen habe. Er ließ sich gewiss nicht durch den Spott des Erzpragmatikers Helmut Schmidt beirren, dass »Visionäre« gut beraten wären, den Augenarzt aufzusuchen. Ihm genügten drei Kant- und zwei Marc Aurel-Zitate als weltanschauliches Rüstzeug gewiss nicht. Er schätzte vielmehr Willy Brandts Bemühung, der SPD neue geistige Impulse zu vermitteln. Umso mühsamer war es für ihn, längst Professor für Politik-Wissenschaft in Berlin, das rhetorische Trommelfeuer wirrköpfiger Marxismus-Missionare à la Dutschke und ihren Fanatismus zu ertragen. Im Werk des sozialistischen Erzvaters kannte er sich besser aus als die Vorbeter der Meute, deren Gewalt ihn allzu schmerzhaft an den Terror der SA-Rabauken gegen die jüdischen Professoren vor 1933 erinnerten. Den Kanzler und Parteivorsitzenden Brandt 1970 bestärkte er – nach dem Zeugnis Heinrich August Winklers – in dem Grundsatzbeschluss, trotz der Bejahung »friedlicher Koexistenz zwischen Staaten unterschiedlicher Gesellschaftsordnung« jeder »ideologischen Koexistenz« mit den Kommunisten ... eine scharfe Absage« zu erteilen.

Die seelischen Blessuren, die er in den dramatischen Auseinandersetzungen jener Tage davontrug, trieben Löwenthal dem konservativen »Bund Freiheit der Wissenschaft« zu (von dem er sich nach einigen Jahren wieder löste, da die Vereinigung zu einem Instrument der CDU zu degenerieren drohte).

Brandts Versuch, die linken Radikaldemokraten in die SPD einzubinden – der alles in allem glückte, wenn auch um den hohen Preis der Entfremdung von der Arbeiterschaft –, war die Ursache heftiger Debatten mit Peter Glotz, der die fragwürdige Formel vom »Antikommunismus aus Identitätsangst« geprägt hat – aber auch mit Willy Brandt, der die Partei auf eine Öffnung zu den »Grünen« und zu den Friedensmarschierern vorbereitete. Das Problem wurde rasch überholt.

Die schärfsten linken Kritiker der alten Bundesrepublik sind längst passionierte Anwälte ihrer Werte geworden. Aber wir warten ungeduldig, was sie auf die Existenzfragen der Kapitalismus-Krise zu antworten wissen, die Löwenthal schon beim dreißigjährigen Jubiläum der Bundesrepublik vorausgeahnt haben mag, als er sagte, dass die Zähmung der »Überbetonung des individuellen Strebens nach Besitz, Erfolg und Genuss« kraft der Dominanz eines unkontrollierten Kapitalismus nur durch eine Renaissance der »Gemeinschaftswerte« gelingen könne, die in der westlichen Tradition verankert seien.

Rix Löwenthal, den man nach Bernstein den Urintellektuellen der modernen Sozialdemokratie nennen darf, war zeit seiner Tage nicht nur ein Denker, sondern meist auch gleichermaßen ein Kämpfer. Er fehlt uns – sein brillanter Kopf, die Unbestechlichkeit seines Urteils und sein mutiges Herz. Im April des vergangenen Jahres wäre er hundert geworden. Man hat seinen Geburtstag so gut wie vergessen. Die schöne Ausnahme: August Heinrich Winklers kongeniale Würdigung in der Welt.